

SPRACHWISSENSCHAFT

Stil – ein sprachliches und soziales Phänomen

Ulla Fix

T Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Ulla Fix

Stil – ein sprachliches und soziales Phänomen

Sprachwissenschaft, Band 3

Ulla Fix

Stil – ein sprachliches und soziales Phänomen

Beiträge zur Stilistik

Herausgegeben von Irmhild Barz,
Hannelore Poethe, Gabriele Yos

FFrank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

ISBN 978-3-86596-138-9

ISSN 1862-6149

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2007. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch das atelier eilenberger, Leipzig.

Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

Vorwort

Dieses Buch erscheint aus Anlass des 65. Geburtstages von Ulla Fix. Zugunsten herausragender anderer, insbesondere textlinguistischer und kommunikationswissenschaftlicher Forschungen, zugunsten breitgefächerter Herausgebertätigkeit und Arbeit in wissenschaftlichen und administrativen Gremien hat Ulla Fix die Arbeit an einer Stilistikmonografie bisher stets zurückstellen müssen. Umso erfreulicher ist es, dass sie der Publikation ihrer für die Entwicklung der Stilistik bedeutsamen stiltheoretischen und stilpraktischen Aufsätze zugestimmt hat.

Das Buch vereint wichtige Beiträge zum Stilkonzept, wie es von der Autorin während ihrer langjährigen Forschungs- und Lehrtätigkeit an der Universität Leipzig entwickelt worden ist. Aus einer umfangreichen Publikationsliste wurde eine Auswahl getroffen, die ein möglichst umfassendes Bild des Gesamtschaffens von Ulla Fix zur Stilistik vermittelt. Es ist auf diese Weise gleichsam ein stilistisches Handbuch entstanden, das sowohl Theorie und Praxis der Stilistik als auch deren Vernetzung mit Nachbardisziplinen wie Literatur- und Kommunikationswissenschaft sowie Semiotik umfasst. Die meisten Beiträge sind zwischen 1982 und 2006 in Zeitschriften und Sammelbänden erschienen und zum Teil schwer zugänglich; zwei Texte existieren nur in verkürzten Druckfassungen.

Der 1. Teil des Buches enthält Aufsätze, die Ulla Fix' pragmatisch-semiotisches Stilkonzept erklären. Das Konzept ist sowohl sprachtheoretisch als auch literaturtheoretisch begründet und begreift Stil als vielschichtiges Phänomen: als intendiertes, wirkungsorientiertes Handeln, als semiotisches Phänomen, als gestalthaftes und ästhetisches Phänomen, als Mittel zur Hervorbringung und Stabilisierung einer Kultur sowie als Mittel sozialer Integration und Abgrenzung. Die Entwicklung dieses Stilkonzepts hat sich vor allem in der Auseinandersetzung mit Stilauffassungen des 20. Jahrhunderts vollzogen. Es schließt die Beschäftigung mit der Frage ein, wie sich Literatur- und Sprachwissenschaft zum Thema Stil – damit auch zum Thema Text – verhalten haben und verhalten.

Anhand ausgewählter Stilanalysen literarischer und nichtliterarischer Texte, die den 2. Teil bilden, lassen sich die konzeptionellen Überlegungen anschaulich nachvollziehen. Die fließenden Grenzen zwischen Sachtexten und literarischen Texten kommen hier ebenso in den Blick wie methodisch unterschiedliche

Ansätze der Text- und Stilanalyse, wie sie die Autorin in langjähriger Arbeit mit Studierenden sowie mit Praktikern erarbeitet und erprobt hat.

Im 3. Teil sind schließlich solche Beiträge zusammengestellt, in denen sich die Autorin ausdrücklich an Adressaten im universitären und schulischen Bereich wendet und sie motiviert, durch das analytische Eindringen in Texte verschiedenster Art gesellschaftlich relevantes Wissen und Erfahrungen aufzunehmen und zu vermitteln.

Das Buch richtet sich nicht nur an Fachleute, die sich sprach- und literaturwissenschaftlich mit der stilistischen Gestaltung und Wirkung von Texten beschäftigen, sondern auch an Vertreter anderer Disziplinen, die es aus unterschiedlicher Perspektive mit Texten ganz unterschiedlicher Art und ganz unterschiedlicher gesellschaftlicher Sphären zu tun haben. Über diesen Adressatenkreis hinaus sind auch sprachinteressierte Laien angesprochen, deren Interesse an Stil und Stilistik durch Alltagserfahrungen mit Texten geprägt ist.

Die Herausgeberinnen danken den Verlagen für die freundliche Erteilung der Abdruckgenehmigung. Unser ganz besonders herzlicher Dank gilt Frau Dr. Karin Timme für die Aufnahme des Buches in ihr Verlagsprogramm sowie für ihre sachkundige und hilfreiche Begleitung der Entstehung des Bandes. Nicht minder herzlich haben wir Frau Kathleen Schindler und Herrn Kai Schöne zu danken. Sie haben die Beiträge umsichtig und zuverlässig technisch bearbeitet und für den Wiederabdruck eingerichtet.

Der Verlag und die Herausgeberinnen gratulieren Frau Ulla Fix sehr herzlich zu ihrem Geburtstag und wünschen ihr weiterhin Gesundheit und Schaffenskraft.

Leipzig, im August 2007

Irmild Barz, Hannelore Poethe, Gabriele Yos

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
Stilkonzept	
Prosaauflösung, Umdichtung und Interlinearversion von Dichtung. Indizien für die poetische Verwendung von Sprache	13
Unikalität von Texten und Relativität von Stilmustern	25
Vorbemerkungen zu Theorie und Methodologie einer historischen Stilistik	41
Stil als komplexes Zeichen im Wandel. Überlegungen zu einem erweiterten Stilbegriff	61
Zur Berechtigung, zu Problemen und Möglichkeiten der Stilforschung	81
Textstil und KonTextstile. Stil in der Kommunikation als umfassende Semiose von Sprachlichem, Parasprachlichem und Außersprachlichem	87
Gestalt und Gestalten. Von der Notwendigkeit der Gestaltkategorie für eine das Ästhetische berücksichtigende pragmatische Stilistik	115
Kanon und Auflösung des Kanons. Typologische Intertextualität – ein „postmodernes“ Stilmittel?	137
Die Ästhetisierung des Alltags – am Beispiel seiner Texte	151
Zugänge zu Stil als semiotisch komplexer Einheit. Thesen, Erläuterungen und Beispiele	179
“Simply two peas in the philological pod”? Der Text als das Gemeinsame von Literatur- und Sprachwissenschaft	193

Wer liebt eigentlich die Stilistik? Die Stellung der Stilistik zwischen
und neben germanistischer Sprach- und Literaturwissenschaft 211

Stilanalysen

Drei Sätze Thomas Manns. Eine stilistische Analyse 225

Stilistische Textanalyse – immer ein Vergleich? Das Gemeinsame
von Methoden der Stilanalyse – das Gemeinsame an Stilbegriffen 237

Urteile über Wörter. Kriterien für die Bewertung von Wortbildungs-
produkten in Stilistiken und Stillehren 259

Die Gedichte *satzanfang* und
Sprachvermögen Sprechenkönnen Sprichwenndukannst.
(Be)greifbare Beziehungen zwischen Linguistik und Literatur 281

An-schauliche Wörter?
Wörter im Dienste der ‚Bildhaftigkeit‘, ‚Bildlichkeit‘, ‚Bildkräftigkeit‘,
‚Sinnlichkeit‘, ‚Lebendigkeit‘, ‚Gegenständlichkeit‘ von Texten 301

Zwischen den Zeiten, zwischen den Orten, zwischen den Worten.
Johannes Bobrowskis Erzählungen. Eine Textanalyse 319

Grammatik des Wortes. Semantik des Textes.
Freiräume und Grenzen für die Herstellung von Sinn? 335

Stildidaktik

Das Wort als Zeichen im poetischen Text 361

Stilanalyse – ein Mittel der Erziehung zum Widerspruch?
Pragmastilistische Analyse eines Anweisungstextes 379

Stil gibt immer etwas zu verstehen.
Sprachstile aus pragmatischer Perspektive 393

Texte zwischen Musterbefolgen und Kreativität	409
Grenzgänger zwischen literarischen und nichtliterarischen Texten – ein Thema für die Schule?	429
Textualität und Stil	445
Quellen	458

Stilkonzept

Prosaauflösung, Umdichtung und Interlinearversion von Dichtung

Indizien für die poetische Verwendung von Sprache

I.

Indem die Linguistik den Textbegriff für sich entdeckte und Wissen über den Text zusammentrug, verschob und erweiterte sich zwangsläufig der Untersuchungsbe- reich für Teildisziplinen der Sprachwissenschaft. Ich erinnere an die neuen Einsich- ten, die man im Bereich der Syntax in die Gesetze der Satzverflechtung gewann (z. B. zur Thema-Rhema-Ordnung und zur parataktischen und hypotaktischen Zu- ordnung von Sätzen).¹ Ich erinnere daran, daß in der Lexikologie/Semasiologie u. a. die synonymischen und antonymischen Beziehungen und die Relation der Über- und Unterordnung mit neuem Interesse und unter neuen Gesichtspunkten betrachtet wurden.² Ich erinnere ferner daran, daß die Wortbildung textverflech- tende Elemente in ihren Untersuchungsbereich aufnahm.³

Wie fruchtbar mußte der Textbegriff erst für die Stilistik werden. Stil ist – das ist inzwischen weithin akzeptiert – eine Eigenschaft des Textes, nicht eine Eigenschaft des Sprachsystems. In der Folge einer solchen Erkenntnis ist die Stilistik nicht mehr hauptsächlich damit befaßt, den Stilwert ausgesuchter sprachlicher Mittel zu beschreiben und zu bestimmen, sondern damit, die Verwirklichung kommunika- tiver Absichten in realen Texten und die dabei geltenden Gesetzmäßigkeiten zu un- tersuchen. Das erstgenannte Vorgehen scheint mir an sich fragwürdig zu sein: Wenn Stil erst mit dem Text entsteht, bildet sich der Wert eines Stilmittels, ja kon- stituieren sich die Stilmittel selbst erst in dem entstehenden Text. Was an Wörtern und Wortgruppen in stilistischer Hinsicht auffällt, nämlich die *Stilmarkierung*, besser die *Verwendungsbeschränkung* (z. B. gehoben, vulgär, vertraulich), kann im Kontext auf- gehoben sein, ja ins Gegenteil gekehrt werden (vgl. das Weib – mein liebes Weib).⁴ Auf dieses umstrittene Problem soll jetzt jedoch nicht weiter eingegangen werden.

¹ Siehe dazu u. a. F. Daneš, D. Viehweger (Hrsg.) (1976), *Probleme der Textgrammatik*. In: *Studia grammatica* XI. Berlin.

K. E. Heidolph, W. Flämig, W. Motsch (Hrsg.) (1981), *Grundzüge einer deutschen Grammatik*. Berlin.

² Siehe dazu u. a. E. Agricola (1975), *Semantische Relationen im Text und im System*. Halle/Saale.

³ Eine solche Untersuchung legte z. B. vor: M. Schröder (1978), *Über textverflechtende Wortbildungselemente*. In: *Deutsch als Fremdsprache* 15 (1978), Heft 2, S. 85 ff.

⁴ W. Scherer (1888), *Poetik*. Hildesheim, New York 1975. Nachdruck der Ausgabe Berlin 1888. Scherer gibt mit großer Sicherheit Stilwerte für sprachliche Mittel an.

Der Textvergleich, der im folgenden vorgestellt werden soll, gibt Aufschlüsse darüber, daß im Lexikon einer Sprache zwar bevorzugte Verwendungsweisen sprachlicher Mittel, nicht aber Stilwerte fixiert sein können. Poetische Wirkung von Sprache kann mit den alltäglichsten Mitteln erreicht werden.⁵ Wie geschieht das?

Poetische Wirkung geht über *Angemessenheit* eines Textes hinaus. ‚Angemessenheit‘ sagt nicht mehr als ‚dem Zweck entsprechend‘. Diesen Anspruch kann durchaus auch ein Telegramm erfüllen. Poetische Wirkung ist auch mehr als die *ästhetische* Beschaffenheit eines Textes, die theoretisch jeder Text aufweisen kann, sieht man von formelhaften Texten, zu denen das Telegramm gehört, einmal ab. Was macht im Unterschied zu angemessenen und ästhetischen Texten das Besondere poetischer Texte aus?⁶ Bereits in W. Scherers historisch interessanter Abhandlung über die Poetik begegnen wir folgender Vorstellung:

Die Prosa ist das nur Angemessene, dem Bedürfnis Genügende, ohne Spiel, ohne Schmuck. Die Prosa ist das Gewöhnliche, Alltägliche; die Poesie ist das Neue, Überraschende. Metaphern, die alltäglich werden, wirken nicht mehr als solche. Das Metaphorische in der Poesie muß immer erneuert werden, da es ins tägliche Brot der Sprache übergeht.

Poesie ist gleichsam Sonntagsstaat gegenüber der Alltagskleidung.⁷

In diesem Gedankengang steckt etwas Wahres und – wie in dem Buch hin und wieder – auch etwas überraschend Modernes. Der zitierte Gedanke erinnert an M. Riffaterres Begriff der Nichtvorhersagbarkeit (unpredictability).⁸ Allerdings muß er wie das Werk Scherers überhaupt cum grano salis genommen werden. Unsere Beispiele werden das zeigen.⁹

E. Riesel, E. Schendels (1975), *Deutsche Stilistik*. Moskau, S. 34. Die Autorinnen relativieren die Stabilität von Stilwerten.

B. Spillner (1974), *Linguistik und Literaturwissenschaft, Stilforschung, Rhetorik, Textlinguistik*. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz, S. 115. Spillner meint: „Auch sogenannte ‚poetische‘ Lexeme sind nicht bereits im Sprachsystem poetisch, sondern können durchaus ‚unpoetisch‘, z. B. durch Kontrast ironisch, karikierend, pejorativ, witzig, archaisch verwendet werden.“

⁵ E. Riesel, E. Schendels (1975), S. 37 f.: „Alle Wörter der Sprache können, unterstützt durch Mikro- und Makrokontext wie durch andere sprachstilistische Gegebenheiten, unter bestimmten Umständen den Umwandlungsprozeß zu poetischer Lexik mitmachen, wenn sie die Gesamtidee des Dichtwerks und seinen Gesamtton mitbestimmen ...“

⁶ Vgl. dazu J. Kraus (1977), *Ästhetische Wirkungen und Wirkungsmittel der Sprache*. In: Sprachkultur - warum - wozu? Leipzig, S. 91, 94 f.

⁷ W. Scherer (1888), S. 270.

⁸ M. Riffaterre (1959), *Criteria for Style Analysis*. In: Word 15, S. 154 ff., M. Riffaterre (1960), *Stylistic Context*. In: Word 16, S. 207 ff.

⁹ Ebenso B. Spillner (1974), S. 115 f. Hier geht Spillner auf die Probleme ein, die eine Konzeption der ‚Abweichungsstilistik‘ mit sich bringt.

Der Text als Untersuchungsgegenstand hat in letzter Zeit wieder eine Beziehung zwischen Literatur- und Sprachwissenschaft angebahnt, die u. a. durch die reine Systembetrachtung in der Linguistik gefährdet war. Heutzutage gibt es wieder ein Gemeinsames für Literatur- und Sprachwissenschaft – den *Text*, wenn er auch Untersuchungsgegenstand unter sehr verschiedenen Gesichtspunkten ist. In einem Punkt wenigstens können sich die Interessen treffen: Die Linguistik kann der Literaturwissenschaft Beschreibungen von Texterzeugungsregeln liefern, und sie kann Analysen von Texten auf der Basis dieser Regeln geben oder ermöglichen.¹⁰ Dies dürfte eine wertvolle Zuarbeit für die literaturwissenschaftliche Betrachtung sein. Kaum jemand wird heute noch bestreiten, daß die Literaturwissenschaft, will sie eine Wissenschaft sein, auch für die Textanalyse, nicht nur für die Textinterpretation, wo sie sie in verschiedener Form schon besitzt, klare, objektive Kriterien braucht. Nun gründet sich die ästhetische oder gar die poetische Beschaffenheit eines Textes nicht allein auf seine sprachliche Gestaltung; man ist sich heute einig, daß dazu mindestens auch die inhaltliche Geordnetheit des Textes sowie die Haltung und Subjektivität des Autors gehören,¹¹ aber sie realisiert sich in sprachlicher Gestalt. Grundsätzliches ist daher von der Linguistik allein nicht zu erwarten, wohl aber kann sie methodische Unterstützung geben.

Es ist aufschlußreich, daß in letzter Zeit die Möglichkeiten der Sprache zunehmend reflektiert werden. Schriftsteller, Übersetzer, Linguisten äußern – je nach den Umständen – ihr Vertrauen in die Sprache oder ihren Zweifel an den Möglichkeiten der Sprache, oder sie führen ihre Experimente mit Sprache vor.

Im folgenden sollen unter dem Gesichtspunkt des Poetischen eine Interlinearversion der ersten Strophe des „Abendliedes“ von Matthias Claudius – Ergebnis eines solchen sprachlichen Experiments – und die Originalstrophe verglichen werden. Die Gegenüberstellung dieser beiden Texte wird ergänzt durch eine Umdichtung und eine Prosaauflösung dieser Liedstrophe sowie durch andere Originaltexte mit ihren Versionen. Diese Textsammlung könnte von Wert sein, weil sie Vergleiche zwischen Original und jeweiliger neuer Version und auch Vergleiche zwischen den neuen Versionen erlaubt.

¹⁰ Vgl. dazu I. Rosengren (1983), *Textbezogene Sprachwissenschaft und poetischer Text*. In: Germanistik 1/1983, S. 53 ff.

¹¹ Das wird übrigens schon bei W. Scherer (1888) S. 7 angedeutet.

II.

Matthias Claudius

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar,
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steigt
Der weiße Nebel wunderbar.

Der Lyriker und Übersetzer R. Kirsch hat in seinem Buch „Das Wort und seine Strahlung“¹² eine Interlinearversion dieser Strophe vorgestellt, an der er die Schwierigkeiten der Übersetzung poetischer Texte abhandelt. Diese Interlinearversion strebt also nicht nach Ausgefeiltheit, sie soll einen des Poetischen entkleideten Text vorstellen:

Der Mond ging auf,
goldene Sternchen glänzen prächtig
hell und klar am Himmel;
während der Wald schwarz dasteht und
schweigt,
erhebt sich aus den Wiesen
weißer Nebel wie ein Wunder.

Zu diesem Text sagt R. Kirsch, daß er eigentlich „oft gebrauchte Floskeln, die eine Art Wetterbericht ergeben“, enthält. „... Wortfolgen erweisen sich als poetisch erst in einem Kontext, der sie als poetisch zu lesende annonciert: *es gibt keine besondere Sprache der Poesie, sondern nur poetisch verwendete Sprache.*“¹³

H. Broch unternimmt in seinem Aufsatz „Einige Bemerkungen zur Philosophie und Technik des Übersetzens“¹⁴ den Versuch, die erste Strophe des Claudiuschen Abendliedes einer Korrektur zu unterziehen, also eine „Verballhornung ins Korrekte“ vorzunehmen, wobei er das Gedicht gezielt zerstört.

¹² R. Kirsch (1976), *Das Wort und seine Strahlung*, Berlin. Weimar. S. 8.

¹³ Ebd. S. 27 u. 112: Begriff der ‚Vieldeutigkeit‘.

¹⁴ H. Broch (1955), *Einige Bemerkungen zur Philosophie und Technik des Übersetzens*. In: *Dichten und Erkennen. Gesammelte Werke. Essays*. Bd. 1. Zürich. S. 277 ff., S. 291.

Der Mond ist aufgegangen,
Am Himmel droben prangen
Golden die Sternenhaut;
Der Wald steht still und schweiget
Und aus den Wiesen steigt
Der weiße Nebel auf.

Der Lyriker F. Fühmann gibt uns – auf der Suche nach dem Poetischen – eine Prosaauflösung.¹⁵

Nehmen wir das Abendlied, nehmen wir's Zeile für Zeile, und wir werden zu unserem Erstaunen nichts finden, was wir nicht schon längst gewußt oder gekannt hätten. Da wird unter dem Titelhinweis, daß es sich um den Abend handelt, festgestellt, daß der Mond aufgegangen ist, daß Sternlein hell und klar am Himmel prangen und daß diese Sternlein golden sind, daß da, wo sich dieser Vorgang abspielt, ein Wald steht, daß dieser Wald zu dieser Zeit schwarz ist und keine Laute mehr aus ihm dringen und daß aus Wiesen, die wir uns wohl dem Wald vorgelagert zu denken haben, weißer Nebel steigt ...

Schon bei W. Scherer¹⁶ und G. Th. Fechner¹⁷ findet man den Hinweis auf eine Prosaauflösung, die den Unterschied zum poetischen Ausgangstext deutlich macht. Es ist H. Düntzers Paraphrase zu Goethes „An den Mond“.¹⁸

An den Mond

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Über mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh' und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud und Schmerz
In der Einsamkeit.

¹⁵ F. Fühmann (1975), *Das mythische Element in der Literatur*. In: Erfahrungen und Widersprüche. Versuche über Literatur. Rostock, S. 153.

¹⁶ W. Scherer (1888), S. 199.

¹⁷ G. Th. Fechner (1897), *Vorschule der Ästhetik*. 1. Teil. Leipzig, S. 51.

¹⁸ H. Düntzer (1876), *Goethes lyrische Gedichte. Erläutert von Heinrich Düntzer*. 2. Bd. Leipzig, S. 157.

„In den drei ersten Strophen spricht der am Ufer des Flusses wandelnde Dichter die Wirkung des Busch und Thal in der Ferne und die ganze nähere Umgebung wieder mit seinem Glanze erfüllenden Mondes auf seine Seele aus, die aus ihrer Starrheit gelöst und mit der Erinnerung an die hier genossene Vergangenheit erfüllt wird. Hier in der völligen Einsamkeit klingt in seiner durch den Mondschein aufgeschlossenen Seele seine ganze Vergangenheit nach, und so fühlt er sich bald heiter, bald traurig gestimmt.“

Zum Abschluß der Textsammlung möchte ich zwei ohne Bezug aufeinander entstandene Textversionen ähnlichen Inhalts vorstellen. Beachtenswert scheint mir, daß diese beiden völlig unabhängig voneinander und nicht als Umformung des einen durch den anderen entstandenen Texte große Ähnlichkeit aufweisen, die vom Stoff bestimmt wird, daß sie aber auch besonders deutliche Unterschiede zeigen. Es handelt sich um das Gedicht „Weltende“ von Jakob van Hoddis¹⁹ und um einen Text aus einem Schulbuch zur Heimatkunde.²⁰

Weltende

Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut,
In allen Lüften hallt es wie Geschrei,
Dachdecker stürzen ab und gehn entzwei,
Und an den Küsten – liest man – steigt die Flut.

Der Sturm ist da, die wilden Meere hupfen
An Land, um dicke Dämme zu zerdrücken.
Die meisten Menschen haben einen Schnupfen.
Die Eisenbahnen fallen von den Brücken.

Windstärke

starker Wind
starke Äste großer Bäume schwanken
hin und her,
große Fahnen flattern im Wind,
es ist schwer, den Regenschirm zu halten,
Hüte fliegen vom Kopf.

¹⁹ J. van Hoddis, *Weltende*. In: Gesammelte Dichtungen. (Hrsg. P. Pörtner) (1958). Zürich.

²⁰ *Heimatkunde*. Berlin 1978. S. 181.

Sturm

Bäume stürzen um,
Äste und Zweige brechen ab,
Ziegel fallen vom Dach.
Das gehen gegen den Wind fällt uns schwer.

III.

Betrachten wir nun den Originaltext und die Kirschsche Version der ersten Strophe von „Der Mond ist aufgegangen“: Was ist es, was Claudius’ Lied, „eines der einfachsten der Weltliteratur“²¹ von seiner Umformung so deutlich abhebt? Was macht es poetisch?

Eine exakte Analyse der ersten Strophe im Original und der Interlinearversion von R. Kirsch, die ich jedoch nicht in allen Details vorführen will, die aber nach den verschiedensten Gesichtspunkten (lautliche Gestalt, Syntax, Wortwahl, thematischer Aufbau, Textstruktur) Schritt für Schritt bis zum Detail vorgenommen wurde, gibt aufschlußreiche Resultate. Parallel zu dieser Analyse fand eine ständige immanente Auseinandersetzung mit den Analysen L. Spitzers²² und H. Brochs²³ zu dem gleichen Lied statt, mit Analysen, die sehr aufschlußreich sind, unserem an Stil und Text orientierten Ansatz jedoch gar nicht (H. Broch) oder nur teilweise (L. Spitzer) entsprechen.

Überprüft man den Wortschatz der beiden Fassungen der ersten Strophe in den einschlägigen Wörterbüchern²⁴ nach Stilmarkierungen, so bestätigen die Resultate den spontanen Eindruck, den man beim ersten Lesen gewinnt: Es wurden sehr einfache Wörter verwendet, die fast durchgehend ohne Stilmarkierung im Wörterbuch verzeichnet sind. Einig sind sich alle fünf zu Rate gezogenen Wörterbücher, daß golden ‚gehoben‘/‚dichterisch‘, ‚figürlich‘/‚übertragen‘ sei. Die Unsicherheit gegenüber dem Phänomen der stilistischen Markiertheit spiegelt sich auch in der Vielfalt der Bezeichnungen für dieselbe Erscheinung wider. Sehen wir davon ab, das

²¹ H. Broch (1955), S. 287.

²² L. Spitzer (1969), *Matthias Claudius' Abendlied*. In: *Texterklärungen. Aufsätze zur europäischen Literatur*. München, S. 176 ff.

²³ H. Broch (1955), S. 277 ff.

²⁴ R. Klappenbach, W. Steinitz (Hrsg.) (1974), *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*. Berlin. G. Wahrig (Hrsg.) (1975), *Deutsches Wörterbuch*. Gütersloh. Berlin. München. Wien. *Der Große Duden. Stilwörterbuch der deutschen Sprache*. (1971), Mannheim. DUDEN. *Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in sechs Bänden*. (1976). Mannheim. G. Wahrig, H. Krämer, H. Zimmermann (Hrsg.) (1980), *Brockhaus-Wahrig, Deutsches Wörterbuch*. Wiesbaden. Stuttgart.

Problem der Stilmarkiertheit erneut zu diskutieren, und halten wir nur fest, daß sich bei dem Wort das Gefühl einer Verwendungsbeschränkung ‚gehoben‘ einstellt. Bei prangen kommt nur das Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache zu der Kennzeichnung ‚gehoben‘, alle anderen Wörterbücher verzeichnen Unmarkiertheit. Die Fassung von M. Claudius enthält keine weiteren markierten Wörter. In der Fassung von R. Kirsch ist neben golden auch das Verb sich erheben vom Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache und vom Großen Duden, Stilwörterbuch als ‚gehoben‘ angegeben.

Diese wenigen und durchaus nicht von allen Wörterbuchherausgebern einheitlich empfundenen Markierungen sind unerheblich im Verhältnis zur Gesamtwortmenge. Zudem ist zu bedenken, daß das einzige von allen als markiert bezeichnete Wort golden an anderer Stelle als „banal und nahe dem Kitsch“²⁵ – das ist auf diesen Kontext bezogen – empfunden wird: Dies scheint mir ein Indiz zu sein für die Tatsache, daß sogenannte ‚Gehobenheit‘ nicht automatisch Poetizität bewirkt. Sie kann ganz im Gegenteil zu Banalität und zu Geschmacklosigkeit führen. Die Zeile in unserem Text übersteht diese Gefährdung durch das expressive Wortbildungsmittel -lein²⁶, das sie über das Banale hinaushebt.

Bei der exakten Wort-für-Wort-Analyse fällt ein anderer Umstand auf, der aus meiner Sicht mehr Bedeutung hat: Für einige Schlüsselwörter geben die Wörterbücher ziemlich einhellig mehrere Bedeutungsvarianten – und diese in annähernder inhaltlicher Übereinstimmung – an. Das betrifft schwarz, stehen, weiß und wunderbar. Es fällt bei allen diesen Wörtern schwer zu entscheiden, welche der Bedeutungsvarianten vom Autor gemeint sein könnte. Es ist viel wahrscheinlicher, daß die Bedeutung der Wörter schwebend sein soll, andere Interpretationsmöglichkeiten zulassen soll. (Auf das Schwebende in der Wortbedeutung werden wir später zurückkommen.) Man assoziiert in unserem Kontext bei schwarz sowohl Farblosigkeit als auch Dunkelheit als auch das Böse und Unheimliche. Und man denkt bei stehen an aufrechte Haltung und gleichzeitig an Bewegungslosigkeit, ja sogar an Starrheit. Weiß ruft die Vorstellung von Farblosigkeit, aber auch von hellster Farbe und damit von Helligkeit an sich hervor. Bei wunderbar werden wenigstens zwei Empfindungen geweckt: so schön oder so unglaublich wie ein Wunder sein; vielleicht auch: Überraschung, Staunen hervorrufend. Das Schwebende, Unbestimmte wird mit diesen ganz einfachen, alltäglichen Wörtern auch auf andere Wei-

²⁵ L. Spitzer (1969) S. 180.

²⁶ W. Fleischer (1976), *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*. Leipzig, S. 180.

se ausgedrückt: hell und klar und wunderbar sind in ihren Bezügen – syntaktisch und daher auch satzsemantisch – nicht eindeutig bestimmbar. Es bleibt in der Schwebe, ob sie sich als Adverbialbestimmung auf das Prädikat oder als nachgestelltes Attribut auf einen nominalen Ausdruck beziehen. Man denkt jedenfalls beide möglichen Bezüge, mehr oder weniger bewußt.

Während bei prangen wie auch bei hell und klar die dem Inhalt beigegebene Wertung eindeutig positiv ist, bleibt sie bei schwarz, weiß und wunderbar uneindeutig, ebenso wie die Inhalte der Wörter uneindeutig – also offen für Assoziationen – sind.²⁷

Die gegenübergestellten Farbbezeichnungen und verwandte Ausdrücke gehören zu zwei Topikketten, die sich ebenfalls gegenüberstellen lassen:

1. Mond – aufgehen – golden – Sternlein – prangen – Himmel – hell – klar = Himmel, Himmelskörper

OBEN

2. Wald – schwarz – dastehen – schweigen – Wiesen – steigen – weiß – Nebel – wunderbar(?) = Erde, Naturerscheinungen

UNTEN

Wunderbar in der zweiten Kette fällt aus der Reihe, weil es das einzige Wort ist, das nicht vorrangig beschreibend, sondern wertend ist. Alle Wörter außer schweigen sind in ihrer Bedeutung bzw. in ihren Bedeutungsvarianten direkt verwendet. Schweigen hat übertragene Bedeutung, die zusammen mit schwarz den Eindruck des Unheimlichen hervorruft.

Mustert man die Topikketten, so zeigt sich Zusammengehörigkeit darin, daß sie Gegensätzliches und gleichzeitig Zusammengehöriges ausdrücken: OBEN und UNTEN. Das Klare, Helle herrscht im Oben, das Unklare, Farblose im Unten.

Die Wörter, die die Topikketten bilden, sind tatsächlich, sieht man von golden und prangen ab, alltägliche Wörter, die ihren Wert nicht durch die Zugehörigkeit zu einer Stilschicht haben, sondern durch ihren Inhalt und als überkommener Besitz der deutschen Sprache. Diese schlichten Wörter – nehmen wir Mond, Stern, Himmel, Wald, Wiese, Nebel – sind innige, mit altvertrauten Inhalten gefüllte Wörter, die Assoziationen zu Geborgenheit, aber auch zu Gefährdung wecken können. Bei F. Fühmann heißt das: „gefährdete Trautheit“ und „traute Gefähr-

²⁷ Vgl. zu Farbassoziationen G. Th. Fechner (1897) S. 224 ff. Fechner meint, daß schwarz und weiß keinen Farbreiz haben, daß sie sehr verschieden und sehr gleich wirkend seien. Beide Farben „in großen Massen“ erwecken nach Fechner den „Eindruck der Oede“.

dung“. „... dieser schwarze, schweigende, reglose Wald ist beides: Anheimelung und Schrecken, und schon das Wort ‚Wald‘ ist beides zugleich. Noch die geringste Partikel und Konjunktion aller Sprachen ist solcherart durchtränkt mit Erfahrung von Jahrtausenden ...“²⁸ Welche der Erfahrungen im Text assoziiert werden, liegt am jeweiligen Kontext. In unserem Fall werden alle möglichen Assoziationen wachgerufen; darin liegt der Reiz der Schweben, der den Text auszeichnet. Die überlieferten gegensätzlichen Vorstellungen, die sich mit den Wörtern verbinden und die in dem vorliegenden Text in ihrer Gegensätzlichkeit erhalten bleiben, tun ihre Wirkung.

Hinzu kommt, daß dieses ‚Abendlied‘ genannte feierliche Gedicht zugleich einen fast kindlichen Ton hat, der aber nie das Kitschige oder Rührselige streift. Feierlichkeit und Kindlichkeit gleichzeitig – das wird möglich durch die Verwendung dieser schlichten Wörter. Signal für die Kindlichkeit des Textes ist das Wort Sternlein, genauer das Suffix -lein in Verbindung mit dem Substantiv Stern. W. Fleischer bezeichnet das Suffix als „expressiv“, „gehoben“, „altertümelnd“²⁹. Letztere Klassifizierung mag wegfallen bei einem Gedicht, das im 18. Jh. entstanden ist. „Expressiv“, „gehoben“ würde ich für unseren Text gern spezifizieren mit L. Spitzers Bezeichnung „das märchenhafte und kindliche Diminutiv“³⁰, dessen Kombination mit Stern aus der pietistisch-protestantischen Literatur stammt. Sternlein könnte die Leseerwartung auf einen kindlichen und zugleich feierlichen Text lenken.

Um diese Betrachtung weiterzuführen, muß die Syntax des Textes untersucht werden. Schlichtheit herrscht auch hier: asyndetische Aneinanderreihung von Aussagen. Die einzige Konjunktion, die verwendet wird, ist folgerichtig die allerüblichste und allereinfachste, nämlich und, das den Abschluß der Aufzählung ankündigt – mehr nicht. Daß die Aussagen nebeneinanderstehen, ist von doppelter Wirksamkeit: der Text klingt einfach und zugleich durch im Unbestimmten schwebende Beziehungen vielschichtig. Man vergleiche dazu das überflüssige, weil nichtssagende, aber den Rhythmus störende während in Kirschs Fassung.

Schlichtheit und Kindlichkeit stellen sich auch durch den Gebrauch des Perfekts als Erzähltempus im ersten Satz her. Feierlichkeit jedoch wird signalisiert durch die

²⁸ Vgl. F. Fühmann (1975), S. 272 f.

²⁹ W. Fleischer (1976), S. 180.

³⁰ L. Spitzer (1969), S. 180.

Formen schweiget und steigt, die in ihrer Altertümlichkeit die Verbindung von kindlich und feierlich herstellen.

Jedem aufmerksamen Leser oder gar Hörer wird auffallen, daß es im zweiten, ‚irdischen‘ Teil der Strophe eine Häufung des anlautenden w-Lauts gibt: sechs /w/ und /schw/, außerdem vier /sch/, /st/, /schw/. Ich neige dazu, L. Spitzer zuzustimmen, der hier etwas Geheimnisvolles angedeutet findet.³¹

Betrachtet man die Kommunikationsstrategie dieser Strophe, geht man also zur illokutiven Ebene über, findet man eine Folge von Teilmitteilungen, die eine Mitteilungseinheit bilden. Die Teilmitteilungen informieren über gleichzeitige Vorgänge und Zustände: der Mond ist aufgegangen, die Sternlein prangen, sie sind golden, der Himmel bzw. das Prangen ist hell und klar(?), der Wald steht, er ist/steht schwarz, er schweiget, aus den Wiesen steigt Nebel, der Nebel ist weiß, das/der Nebel ist wunderbar(?). Alle diese Teilmitteilungen ergeben zusammen die Mitteilungseinheit: (es ist) Abend.

Die Thema-Rhema-Folge der Teilmitteilungen folgt dem Prinzip der größten Einfachheit, Unauffälligkeit: Das Bekannte steht in jeder Teilmitteilung am Anfang, nur die abschließende Teilmitteilung durchbricht dieses Prinzip. Die Bekanntheit wird vor allem angezeigt (oder auch „vorgetäuscht“) durch die Verwendung des bestimmten Artikels: der Mond, die goldnen Sternlein, der Wald, der weiße Nebel. R. Kirschs Umformung zeigt, daß das nicht so sein muß: goldne Sternlein, weißer Nebel. Aber der Unterschied wird auch sofort deutlich: Wörter und Vorstellungen, die neu eingeführt werden, also aus der Textperspektive noch nicht bekannt sein können, wirken durch den bestimmten Artikel vertraut, wie alte Bekannte, die sie ja auch teilweise sind und als die sie teilweise gelten sollen, obwohl sie es nicht sind – wieder eine Doppeldeutigkeit.

Parallelismus im Satzbau, Nebeneinanderstellung der Sätze, strenge Gleichmäßigkeit der Thema-Rhema-Besetzung – all dies ergibt textstrukturell eine unverbundene Nacheinandersetzung von gleichzeitigen Handlungen und Zuständen. Das Hintergrundwissen dafür kann bei jedem vorausgesetzt werden, die konjunktionale Verknüpfung zum Herstellen von Zusammenhängen scheint daher tatsächlich entbehrlich.

Bringt man diese Beobachtungen mit allen vorangegangenen in Verbindung, kommt man auf den Nenner „Verdichtung“, die sowohl auf der Textebene als auch

³¹ L. Spitzer (1969), S. 182.

auf der syntaktischen und lexikalischen/semantischen Ebene vollzogen wurde. Verdichtung soll heißen: Nur das Allernotwendigste und Allereinfachste wird gesagt. Durch ganz wenige „Kunstgriffe“ wie z. B. Unklarheiten in syntaktischen Bezügen, aber klare Parallelismen im Satzbau bildet sich eine zweite Wirkung: Unbestimmtheit, Schweben. Sie entsteht freilich vor allem durch die einfachen, aber in ihrer Einfachheit nicht eindeutigen Wörter, die Claudius verwendet. Vergleichen wir R. Kirschs Fassung mit der von M. Claudius, so finden wir einige Änderungen im Wortschatz (glänzen, prächtig, dastehen, sich erheben, wie ein Wunder), dazu Wechsel im Tempus (Präteritum statt Perfekt im ersten Satz), Änderung des Suffixes in Sternlein zu Sternchen, Änderung der syntaktischen Struktur (keine Parallelismen mehr), Wechsel in der Thema-Rhema-Besetzung, Eliminieren des bestimmten Artikels bei Sternchen und weißer Nebel, Änderung der Wortlängen und des Rhythmus – alles scheinbar Kleinigkeiten, die insgesamt den Zustand von Verdichtung – Schweben – Schlichtheit jedoch zerstören.

Bei M. Claudius begegnet uns also nichts Auffälliges, kein „Sonntagsstaat“ im Sinne G. Th. Fechners, wohl aber ein Zusammenwirken aller Elemente in einem Sinn: Schaffung dieses Schwebezustands zwischen einfach und mehrdeutig, klar und verschwommen, vertraut und bedrohlich. „... jedes Wort wird zum Zauberwort in jenem Verein, der Wörter zu Dichtung zusammenfügt. Ein jedes Wort ist ganz alltäglich, und jedes kann gänzlich Geläufiges sagen, doch in jedem Wort lebt auch das Uralte, und das Geheimnis des lebendigen Feuers und Wassers ...“³²

Die Wirkung dieses Textes liegt nicht in der Präzision seiner Mittel, sondern in seiner inneren Ordnung und Struktur. Alles bezieht sich aufeinander, nichts könnte man wegnehmen, ohne diese Ordnung zu zerstören. Die Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit gibt dem Leser aber die Möglichkeit, dieser wohlgefühten Ordnung, ohne sie zu beschädigen, etwas Eigenes, seine Gedanken und Gefühle hinzuzufügen.

Mehrdeutigkeit und Dichtheit in größter Einfachheit, erreicht durch schlichteste sprachliche Mittel, bewirken die Poetizität dieser Liedstrophe.

³² F. Fühmann (1975), S. 213.

Unikalität von Texten und Relativität von Stilmustern

Die Unikalität der Sprachgestalt ist eine notwendige, sich zwangsläufig herstellende und teilweise auch bewußt angestrebte Eigenschaft von Texten. Sie wird in der Tradition funktional-stiltheoretischer Betrachtungsweisen – wie alles, was den Anteil des Individuellen am Stil betrifft – vernachlässigt. Da mit Recht in jüngster Zeit immer wieder auf die Bedeutung des Individuellen für Stil hingewiesen wird (LERCHNER 1980; MICHEL 1982; SANDIG 1984), sollte auch dem Begriff der ‚Unikalität‘, der an den des ‚Individuellen‘ gebunden ist, mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden. Anliegen dieses Beitrags ist es, den Zusammenhang zwischen Stil und Unikalität und die differenzierten Beziehungen zwischen Unikalität und Musterbefolgen zu beschreiben.

1. Unikalität von Texten und Stil

Texte werden von Individuen oder Gruppen von Individuen gemacht. Stilistisches Handeln ist Textherstellung im Sinne der konkreten, vom Individuum vollzogenen Umsetzung von Voraussetzungen und Bedingungen der Kommunikation in Textrealität. Der Prozeß des Textherstellens, stilistisches Handeln inbegriffen, wird also in individueller Brechung realisiert. Anders gesagt: Stilistisches Handeln, auf situative und funktionale wie auf individuelle, personal gebundene Umstände bezogen, führt zwangsläufig zur Unikalität des Textes; es geschieht zwangsläufig durch Unikalisieren (vgl. VAN DIJK 1980). Das wird deutlich an der Tatsache, daß sich Texte (von Grenzfällen wie Formularen abgesehen) nicht wiederholen. „Texte müssen unter Berücksichtigung wechselnder individueller, psychischer, situativer, historischer etc. Rahmenbedingungen immer wieder neu hergestellt werden“ (ANTOS 1982, 119). Selbst Texte, die unter annähernd gleichen situativen Bedingungen produziert werden, sind mehr oder weniger unikal. LERCHNER (1980, 50) stellt fest, daß „eine sprachlich-stilhafte Äußerung immer notwendig eine individuelle Leistung“ ist. Was nun hat das Individuum bei der Textherstellung zu leisten? Wie also entsteht Unikalität? Drei Gesichtspunkte sollen bei der Beantwortung dieser Fragen eine Rolle spielen: 1) die subjektiven Gegebenheiten des kommunizierenden Individuums, 2) die objektiven Faktoren, die sich aus dem Charakter der Sprache und des kommunikativen Handelns ergeben, 3) das Umgehen des Individuums mit subjektiven Gegebenheiten und objektiven Faktoren.

1) Da Sprachgestaltung von Individuen vollzogen wird, gehen subjektive Gegebenheiten in den Prozeß sprachlichen Handelns und in dessen Resultat, den Text, ein. Stil informiert demnach als Rezeptionsvorgabe nicht nur über die objektiven Faktoren des Handelns, sondern auch über die Eigenheiten des handelnden Individuums, über das Individuum als Produzent. Zu den subjektiven Faktoren gehören Sprachwissen (LERCHNER 1980), Spracherfahrung, Einstellungen als individuelle Annahmen und Erwartungen, vermittelt über Sprachbewußtsein, Sprachgefühl und Geschmack (FIX 1986a), Verfügen über ästhetische Möglichkeiten (FIX 1986b), Wertungswissen im Sinne von Wertungskriterien und Wertvorstellungen (FIX 1988). Zu ergänzen sind Fähigkeiten wie Toleranz im Sinne von Beweglichkeit beim sprachlichen Handeln (LOMPSCHER 1975, 36), wie das Vermögen zum Ausschreiten von Ermessungsspielräumen (VÖLZING 1979) und wie Phantasie im Umgang mit sprachlichen Mitteln (LERCHNER 1987). Nicht näher eingegangen werden kann auf zufällige, nicht fest an das Individuum gebundene Gegebenheiten wie Wachheit, Müdigkeit, Lust, Unlust, Variationsbedürfnis, Routinebedürfnis – Gegebenheiten, die nicht verallgemeinerbar sind, jedoch nicht vernachlässigt werden dürfen, da auch sie die einmalige Situation des Individuums prägen. Anders aber als die allgemein erwartbaren Gegebenheiten, die nur in der Art oder im Grad des Erscheinens nicht vorhersehbar sind, können diese im Sinne der Dialektik von Zufall und Notwendigkeit vorhanden sein oder auch fehlen. „... Kein Mensch verhält sich genauso wie ein anderer und spricht so wie ein zweiter“ (FUNK-KOLLEG II 1975, 195). Selbst wenn der Produzent sich gezielt auf objektive Gegebenheiten einstellt, was er normalerweise – in unterschiedlichem Maße – auch tut, da er sich erfahrungsgemäß für seine Produkte verantworten und andernfalls Sanktionen befürchten muß, tut er das doch nur relativ geschickt, intensiv und vollständig – je nach dem Grad seines Könnens, je nach seinen Erfahrungen und Einstellungen, je nach seinem Vorrat an Mitteln, je nach seiner Fähigkeit zur Toleranz und Phantasie. Und er tut es nach den von ihm übernommenen Wertvorstellungen und nach den von ihm akzeptierten Wertungskriterien. Dies alles geschieht im Rahmen zufälliger Bedingungen. Das Problem des Produzenten besteht eben darin, sein subjektiv begrenztes Vermögen mit objektiven Gegebenheiten in Übereinstimmung zu bringen. In der Regel kann er sich den objektiven Gegebenheiten nicht völlig anpassen, und er tut es nie auf die gleiche Weise wie ein anderer Produzent. Schon aus diesen Gründen muß ein unikaler Text entstehen, an dem sich objektive und subjektive Bedingungen und Faktoren des Handelns an der Art und am Grad ihrer

Erfülltheit, nicht aber anderes, Zufälliges ablesen lassen. Nach WIENOLD (1971, 57) besteht die Einzigartigkeit des Textes in der Einzigartigkeit von Faktoren, nicht von Mitteln.

2) Objektive Gegebenheiten des sprachlichen Handelns existieren im Kode, nämlich Normen und sprachliche Mittel, und in psychischen Dispositionen, nämlich gruppengebundene Annahmen und Erwartungen. Damit stehen drei Problemkomplexe in Zusammenhang:

– Der Kommunizierende hat kein Normengefüge im Sinne einer Matrix (HARTUNG 1985) zur Verfügung. Er muß also selbständig, schöpferisch mit Normen, auch mit solchen der Äußerungsqualität (HARTUNG 1977) umgehen können.

– Es gibt keine 1:1-Beziehung von Mittel und Zweck im System sprachlicher Mittel. Die Suche des geeigneten Mittels ist daher ein wichtiger Schritt beim Formulieren.

– Annahmen und Erwartungen können als individuelle und als gruppengebundene Dispositionen auftreten. Der dabei möglicherweise entstehende Konflikt durch unterschiedliche Annahmen und Erwartungen der Kommunikationsteilnehmer muß gelöst werden. Dabei kann die Enttäuschung gruppengebundener Erwartung durchaus auch zu Unikalität führen. Auch die genaueste Beachtung der Voraussetzungen und Bedingungen der Kommunikation durch den Kommunizierenden, auch das vollständigste Normwissen allein genügen nicht. Kommunikatives Können umfaßt mehr als strikte Normbefolgung und konventionalisierte Mittelverwendung. Der Produzent muß vielmehr die Fähigkeit besitzen, Mittel zu finden, mit Normen schöpferisch umzugehen, sich auf Erwartungen flexibel einzustellen, Erwartungen also durchaus – aus Gründen – auch einmal zu enttäuschen. Mit anderen Worten: Der Produzent muß einen Problemlöseprozeß (NEUMANN 1979; ANTOS 1982) vollziehen.

3) Das Individuum schafft unikale Lösungen, indem es folgende Probleme zu lösen versucht:

– Das Individuum muß seine subjektiven Gegebenheiten den objektiven Bedingungen möglichst gut anpassen. Das wird z. B. besonders dann erforderlich sein, wenn sein kommunikatives Wissen nicht ausreicht, wenn ihm Erfahrung fehlt, wenn er inadäquate Erwartungen hat. Die Lösung dieses Problems kann nur in der Erweiterung des Wissens, im Erwerb von Erfahrung und der Korrektur von Erwartungen liegen, also auf einer metakommunikativen Ebene.

– Das Individuum muß objektiven Bedingungen gerecht werden, die in sich selbst Probleme bergen – Erwartungsprobleme, Such-und-Finde-Probleme und Normprobleme. Erwartungsprobleme objektiver Natur bestehen z. B. darin, daß es unterschiedliche gruppengebundene Erwartungen für eine bestimmte Kommunikationssituation geben kann. Welche Erwartung ist adäquat? Welche entspricht der jeweiligen Textsorte? Wie verhält sich der einzelne zu der Tatsache unterschiedlicher Erwartungen? Hier zeigt sich ein über sprachliche Kommunikation hinausgehendes Problem – das der gesellschaftlichen Bildung und Erziehung, die auch die Erziehung zu bestimmten Erwartungen umfassen müßte. Sprachkritik und sprachkulturelle Bemühungen müssen hier ansetzen.

– Such-und-Finde-Probleme berühren die strittige Frage der Wahl. Kann man wirklich so frei innerhalb der sprachlichen Mittel und Normen wählen, wie in der Stilistik allgemein angenommen wird? Hat der Sprachteilnehmer wirklich einen Vorrat an Mitteln bereit, aus dem er das am besten geeignete nur herauszugreifen braucht? Sollte man nicht eher vom Suchen und Finden der für einen bestimmten Zweck geeigneten Mittel sprechen? Ist die Wahl nicht von sehr vielen Faktoren wie Situation, Normen, personale Bedingungen, Thema, Intention stark eingeeengt?

– Auf Normprobleme soll im folgenden genauer eingegangen werden. Ein unikaler Text ist Resultat eines Problemlöseprozesses; das bezieht den Umgang mit Normen ein. Auch dabei gibt es eine individuell-schöpferische Komponente. Die Gründe dafür sind vielfältig: Normbestimmende Faktoren sind unterschiedlich gemischt und gewichtet (SCHWARZ 1977); es gibt keine Matrix von Normen, die einfach abzarbeiten wäre, um einen angemessenen Text zu erzeugen (HARTUNG 1977); akzeptierte Abweichungen (HARTUNG 1977) und bewußtes Übertreten und Relativieren von Normen (TECHTMEIER 1977) sind möglich; schließlich muß man auch mit dem Nichtgenügen von Normen und mit normlosen Situationen (TECHTMEIER 1977) rechnen. Die Komplexität der Bedingungen und Voraussetzungen der Kommunikation und die Eigenschaft von Normen, nicht absolut und lückenlos zu sein, machen problemlösendes Handeln erforderlich. COULMAS (1977) weist auf beides hin. Er betont sowohl die Wichtigkeit der Sprechsituation für den Rezipienten als auch die Tatsache, daß Konventionelles, Geordnetes (Genormtes) nicht ohne Konventionalisierungsbedürftiges, Ungeordnetes (Nichtgenormtes) denkbar ist. Indem ANTOS (1982) diese Gedanken aus dem rezeptionsbezogenen in einen produktionsbezogenen Zusammenhang stellt und speziell auf das Formulieren bezieht, lassen sich die Gesichtspunkte spezifizieren. Problemlösen bedeutet nun das Bilden

von Formulierungszielen, das Suchen und Finden von Mitteln und schließlich die Tatsache, daß Formulieren durchaus nicht vom Konventionellen, sondern im Gegenteil vom Noch-nicht-Konventionellen geprägt ist. Alles konventionell Gewordene entsteht nach ANTOS (1982) aus nicht-konventionalisierten Situationen.

Die Spezifik des Problemlösens bei der Stilbildung läßt sich hieraus ableiten:

– Stilistisches ist bezogen auf Situationen, d. h. auf die Komplexität aller Bedingungen der Kommunikation, die jeweils neu und spezifisch ist. Das hat zur Folge, daß alle Normentscheidungen und -modifikationen abhängig von diesem Bedingungsgefüge, also auch jeweils neu, zu erfolgen haben. Dabei muß die Lösung aller objektiv gegebenen Erwartungs-, Such-und-Finde- und Normprobleme vom kommunizierenden Individuum, also in subjektiver Brechung, bis zu einem endgültigen Zustand – der Bildung der Textoberfläche – geführt werden.

– Die Bildung eigener Konventionen aus Nichtkonventionellem, die ANTOS (1982) generell beschreibt, betrifft im Rahmen der Stilbildung die Schaffung innertextueller Normen (vgl. MICHEL 1983), das Setzen, Entwickeln, Befolgen und möglicherweise auch Verletzen selbstgebildeter Textnormen. Das hat die Herausbildung einer spezifischen Intertextualität zur Folge. Die Realisierung innertextueller Normen erfolgt im Rahmen intertextueller Normen oder auch im Widerspruch zu ihnen. Konventionen können daher zwar Grundlage für problemlösendes Handeln, niemals aber alleinige und strikt zu befolgende Anweisungen sein.

Für die beschriebene Komplexität des Stilbildens reicht der Norm- und Konventionsbegriff nicht aus. Besser geeignet für das Erfassen stilistischen Handelns und das Beschreiben der Resultate von Stilbildepzessen ist der Begriff ‚Muster‘, der neben dem Normierenden, dem Element der Handlungsanweisung, auch das Ausschreiten von Ermessensspielräumen (VÖLZING 1979) und die Vorstellung des Prototypischen, des exemplarischen Orientierungsmodells (MICHEL 1986) einbezieht. Im folgenden soll daher, wo es um Konventionen geht, mit dem Begriff des ‚Musters‘ gearbeitet werden.

SANDIG (1986, 148) betrachtet Stil als Handeln im Verhältnis von individueller Leistung, als Resultat des Unikalisiereus, zu konventionsgebundener Leistung, als Resultat des Typisierens. Unter Typisieren versteht sie (1984, 1986), daß Handlungen nach Vorgaben von Mustern vollzogen werden. Unikalisieren bedeutet, den Bezug zu Mustern mehr oder weniger zu lockern, indem Muster variiert, gemischt